

Zeitschrift:	Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber:	Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band:	61 (1990)
Heft:	7
Artikel:	146. Jahresversammlung des VSA vom 9./10. Mai in Weinfelden : ist das Heim mehr als eine Alternative? : Berichte aus den Arbeitsgruppen
Autor:	Ritter, Erika / Jeanneret, Marcel / Ruchti-Grau, Heidi
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-810051

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ist das Heim mehr als eine Alternative?

Berichte aus den Arbeitsgruppen

Der Tradition entsprechend befasst sich die Jahresversammlung ausdrücklich mit Fragen, die sich konkret aus dem Heimalltag ergeben. Um die Praxisbezogenheit zu sichern, wurde in den vergangenen Jahren jeweils die spezielle Form des Podiumsgesprächs mit Vertretern möglichst verschiedener Heimtypen gewählt. 1989 liessen sich die Verantwortlichen etwas Neues einfallen: Es wurden nach den drei Heimtypen Altersheime/Jugendheime/Behindertenheime getrennte Podiumsgespräche mit Publikumsbeteiligung durchgeführt. Diese drei «Workshops» fanden beim Publikum grossen Anklang. Offensichtlich lässt sich unter «seinesgleichen» spontaner und intensiver diskutieren.

Aus diesem Grund wurde auch für die diesjährige Jahresversammlung in Weinfelden wiederum die Form der nach Heimtypen getrennt durchgeführten Gruppenarbeit gewählt, und zwar an beiden Tagen. Am ersten Tag erfolgte die Auseinandersetzung in den Gruppen als Nach-Arbeit zum einleitenden Referat von Rosmarie Dormann «Ist Heimat im Heim erlebbar?». Die Morgenarbeit des zweiten Tages galt der Vorbereitung zu den Ausführungen von Professor Dr. Heinrich Tuggener zum Thema «Das Heim – eine Alternative».

In dieser Fachblatt-Ausgabe finden Sie die Berichte zu den Arbeitsgruppen vom 9. Mai «Ist Heimat im Heim erlebbar?». Die Gruppenberichte (Behinderten- und Altersheime) vom zweiten Tag werden in der August-Ausgabe folgen.

Gruppenarbeit Behindertenheime

Leitung:

Fritz Steinmann, Mauren, Leiter Sonderschule.

Teilnehmer: René Bartel, Münchenbuchsee, Heimerzieher, frei-beruflich in den Sparten Intervention und Supervision in verschiedenen Heimen tätig.

Christian Bärtschi, Bern, Heimleiter, Weissenheim.

Ruedi Buzek, Frauenfeld, Leiter des Rechnungs- und Stipendienwesens im Kanton Thurgau und damit verantwortlich für den Finanzbereich der Sonderschulen.

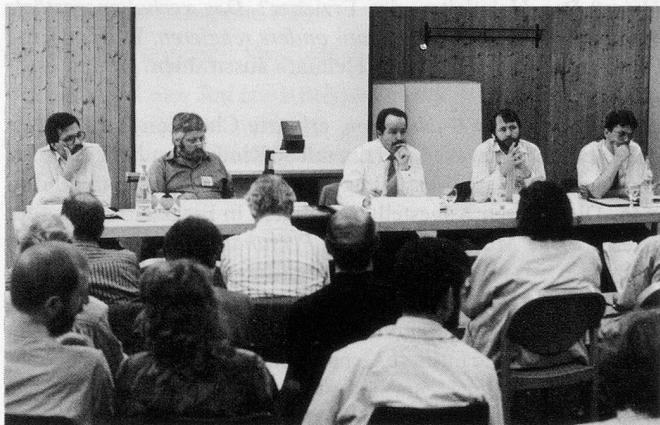
Herbert Wyss, Frauenfeld, Sonderschulinspektor.

Die erfreuliche Mitarbeit des Publikums in dieser Gruppe war sicher zu einem Teil der geschickten Gesprächsführung von Fritz Steinmann zu verdanken. Er öffnete gleich einleitend – mit der persönlichen Vorstellung der Podiumsteilnehmer – das Gespräch für das Publikum und verstand es ausgezeichnet, das Wort zwischen den ausschliesslich männlichen Podiumsteilnehmern (es war keine Frau am Podiumstisch) und dem Publikum hin- und hergehen zu lassen.

Das Gespräch beruhte auf den vorgängigen Ausführungen von Nationalrätin Rosmarie Dormann und befasste sich mit dem *Heimatbegriff*.

«Heimat entscheidet sich an dem, was ich weitervermittle», führte René Bartel aus, «was eine volle Identifikation von Heimleitung und Personal bedingt». Diese persönliche Haltung beruht auf der eigenen Orientierung. Bei den verschiedenartigen Berufsmotivationen muss dazu allerdings ein Fragezeichen gesetzt werden.

Für Christian Bärtschi entscheidet sich der Heimatbegriff primär an der Fragestellung: «Ist das Heim für mich ein Heim? Ist das Heim für meine Mitarbeiter ein Heim?» Mit einem «Ja» zu



Podiumsrunde Behindertenheime: «Wer stellt eigentlich die Frage nach dem Heimatgefühl? Der Erzieher oder das behinderte Kind?»

(Foto B. Bührer)

diesen Fragen ist auch für die Kinder eine Chance zur Vermittlung von Heimatgefühl gegeben. Bei den heutigen Personalproblemen ist es nicht immer leicht, diesem Grundsatz entsprechend zu handeln. Die Erfahrung zeigt immer wieder, dass ein Heim sich glücklich schätzen darf, Personal zu finden, das die eigene Mitte gefunden hat.

Wie weit zeigt sich denn der Wert der Ausbildung?

«Ausbildung und Persönlichkeit sind zwei verschiedene Paar Hosen», meinte Herbert Wyss. Erst müsse für eine im Heim tätige Person «das Herz am rechten Fleck sitzen», um dann durch Aus- und Weiterbildung die Voraussetzungen noch zu optimieren. Er betonte, dass Heimat mit Beziehungen, mit verstanden werden zu tun habe, was sich für ihn bei der herrschenden starken Fluktuation in der Schweizerischen Erzieher-Szene allerdings als fragwürdig erweise. «Unsere Kinder in den Heimen sind beson-

ders misstrauisch und verfügen über beängstigend wenig Zeit zur Vertrauensbildung.» Bei Pflegefamilien oder in der ausserfamiliären Erfahrung präsentiert sich das Bild des ständigen Wechsels nicht viel besser.

Warum herrscht in den Heimen diese starke Personalfluktuation? Was lässt sich dagegen tun? Wird in den Schulen über diese Thematik gesprochen?

Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer von derzeit zweieinhalb Jahren an derselben Arbeitsstelle müsse allerdings als normal betrachtet werden, da gerade *junge Erzieher darauf angewiesen seien, möglichst vielseitige Erfahrungen zu sammeln* – eine positive Seite der Fluktuation, wurde im Gespräch festgestellt. Ruedi Buzek fragte sich allerdings, ob die schwierigen Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt wirklich als zentrale Frage gewertet werden dürfe. «*Bei einer Heimplazierung streben alle beteiligten Instanzen die bestmögliche Lösung an. Warum kommt es trotzdem immer wieder zu Fehlplazierungen?*» Im Personalbereich müsse man endlich von der Vergangenheit mit ihren langen Präsenzzeiten Abschied nehmen.

Das Heimwesen hat in den letzten 20 Jahren eine enorme Entwicklung erfahren und es fragt sich, ob bei der Kurzlebigkeit der gesellschaftlichen Gegebenheiten für Personal und Heimleitung selber Heimat im Heim noch erlebbar ist. «*Wo finden wir die Leute, die Heimat ins Heim bringen?*»

Doch wer stellt eigentlich die Frage nach dem Heimatgefühl im Heim? Der Heimleiter, der Erzieher? *Das verhaltengestörte Kind selber wird auf «Heimat» anders reagieren.* Für das Kind sollten die Bezugspersonen «Heimat» ausstrahlen.

«*Konstanz ist das Wichtigste*», erklärte Christian Bärtschi. Er hatte vor 20 Jahren «sein» Heim mit 36 Kindern und nur einer für den Heimleiter zur Verfügung stehenden Wohnung übernommen. Die übrigen Angestellten wohnten in Einzelzimmern oder extern. «*Das Mittelalter war im Personalbestand nicht vertreten.*» Also was tun? Bärtschi vermisste im Heim die *Erzieher mit eigener Familie*. Heute leben im Weissenheim in fünf bis sechs Wohnungen Angestelltenfamilien mit 15 bis 20 eigenen Kindern. Die nun vertretene mittlere Generation ist verheiratet und wohnt mit der Familie im Heim. *Arbeit und Freizeit der betreffenden Angestellten fliessen ineinander über*, «ohne Stündele». So ist trotz Wechsel für die Heimkinder mehr Konstanz erlebbar. Bärtschi betrachtet diese Form nicht als einen Schritt zurück. *Wichtig ist dabei jedoch die Integration der Mitarbeiterfamilien.* Im Weissenheim mussten Angestellte bisher nicht auf dem Inseratenweg gesucht werden.

Andere Heime arbeiten mit ähnlichen Voraussetzungen wie das Weissenheim.

«*Aber in den Schulen wird möglichst viel Freiraum proklamiert. Mit diesem Trend zur Trennung entsteht eine Kluft in der heutigen Praxis.*»

Doch: «Wieso müssen wir eigentlich Heimat vermitteln? Entspricht diese Forderung eigentlich noch den heutigen Bedürfnissen?»

Es gibt Heime und Heime, wurde festgestellt, Schulen, die nach anderen Kriterien arbeiten und doch gut funktionieren. Die jeweiligen Erzieher werden ihrem Auftrag gemäss angestellt. «*Der Stil ist nicht das Entscheidende: Die Institution als Ganzes muss eine Identität besitzen.*» *Verschiedenartige Heimtypen ziehen verschiedenartige Erzieher an – und verschiedenartige Kinder verlangen nach differenzierten Strukturen.* Die Freiräume in den Heimen lassen sich durch die Mitarbeiter unterschiedlich auffüllen.

Die genaue Kopie eines anderen Heimes ist nicht möglich – und nicht nötig. Freiräume in den Heimen dienen der Verwirklichung und es gilt, jede mögliche Art wachsen zu lassen. Diese Aussagen führten zur Feststellung, dass eine *Institution durch die Person des Heimleiters, durch die Führungspersönlichkeit*, geprägt wird.

Allerdings darf nicht übersehen werden, dass ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen Heimen mit behinderten Kindern und Jugendlichen oder Heimen mit erwachsenen Behinderten, welche oft erst im späteren Lebensalter, beim Wegsterben der bisherigen Betreuerpersonen, recht verwöhnt in die Heime eingewiesen werden. «*Hier stehen junge Erzieher oft am Berg, sind reifere Leute nötig.*» In etwelchen Heimen entstehen Schwierigkeiten, Angestelltenfamilien mit Kindern zu integrieren. Die Kinder bezeugen oft Angst vor den erwachsenen Behinderten.

«Wo ist in einer Gruppe noch Platz für ein Heimatgefühl, wenn keiner mehr 100 Prozent arbeitet?»

«Wofür ist denn das Heim eigentlich eine Lösung? Dient es als Überbrückungsmöglichkeit, andere korrektive Lebensformen zu finden?»

«Bildet die Aussenwohngruppe eine Lösung? Kann sie vermehrt Heimatgefühl vermitteln?»

Das Befinden der Diskussionsteilnehmer drückte nach der Gruppenarbeit teils eher ein Gefühl der Ohnmacht aus. Doch: «*Unsere Aufgabe ist es, mit unseren Schützlingen unterwegs zu sein. Das macht die Arbeit interessant – ein Ziel zu finden und an die Mitarbeiter weiterzugeben.*»

Die Runde liess viele Fragen offen und die Gruppe beschloss, am Donnerstag die Diskussion fortzusetzen. Fritz Steinmann schloss mit einem Wort von Andreas Mehringer die gemeinsame Arbeit des ersten Tages ab. Mehringer stellte fest, dass er «im Heim, in dem ich lebe, auch mein eigenes Kind untergebracht sehen möchte.»

Erika Ritter

Gruppenarbeit Kinder- und Jugendheime

Die Heimatalternative «Heim»

Leitung:

Gerhard Schaffner, dipl. Psychologe, Beauftragter für Heimfragen für den Kanton Basel-Stadt, Basel.

Teilnehmer:

Trudi Bleichenbacher, Sozialpädagogischer Dienst, Basel.

Andreas Hofer, Heimleiter Pestalozziheim Neuhof, Birr.

Dr. Niklaus Ludi, Direktor der BFF Berufs-, Fach- und Fortbildungsschule, Bern.

Josef Mattle, Heimleiter Pestalozziheim Riedlikon, Stäfa.

Da die Gruppe aus Zeitgründen auf die Vorbereitungsarbeit für das Referat Tuggener verzichtete, erfolgt die Berichterstattung für beide Tage in einer Folge zusammengefasst.

Nachdem die über 40 TeilnehmerInnen aus dem Umfeld der Kinder- und Jugendheime zusammengefunden und sich – für diesen Anlass sehr geeignet – zu einem Kreis gesetzt haben, stellte Gerhard Schaffner die Mitarbeiter der Gesprächsleitung vor und hält zur Arbeitsweise fest, dass wir uns dem weiten und schwierigen Thema «Das Heim – eine Alternative?» durch Erfahrungs- und Meinungsaustausch nähern wollen.

Schaffner gibt das Wort frei; Ausgangspunkt ist das Referat von Rosmarie Dormann. Dazu die wesentlichen Gedanken und Fragen:

- Wenn wir von Heimat im Heim sprechen, so müssen wir uns *gleichzeitig nach der Heimat «draussen» umsehen*. Was ist heute überhaupt an Heimat vorhanden, und welche Bedeutung hat sie? Sind wir in «Sachen Heimat» nicht eher ein *wenig entwickeltes, ein armes oder verarmtes Land*, das sich schwer tut, Heimat zu vermitteln, und setzen wir nicht *allzu grosse Erwartungen und Hoffnungen in die Heime?*
- Wie verhält es sich mit dem *Bedürfnis nach Heimat*? Welche und wieviel Heimat ertragen wir und nehmen wir an? Wer kann beurteilen, was für wen richtig ist?
- Wie weit können Heime dem *Bedürfnis/Anspruch nach Heimat entsprechen*? Wie verhält es sich mit den Heimmitarbeitern und ihrer eigenen Heimat; sind nicht auch sie oft «heimatlos»? Wie wichtig und professionell sind überhaupt die Mitarbeiter, und was tun die Schulen?
- Soll das Heim in jedem Fall Heimat zu geben versuchen, hängt Heimat beispielsweise von der Dauer, wie lange man an einem Ort ist, ab? Denken wir an einen Kurzaufenthalt im Heim oder an ein Behindertenheim, wo der Kontakt mit den Eltern unter anderen Umständen geschieht als in Kinder- und Jugendheimen.
- Das Heim: die Heimat-Alternative. Eine solche Forderung kann und darf nicht erfüllt werden.
- Bei aller Heim(at)-Diskussion ist es unumgänglich, die Rolle und die Möglichkeiten der «Versorger» zu betrachten. Oft haben oder nehmen sich einweisende Behörden und Sozialämter gar nicht erst die Zeit, eine Einweisung mit Rücksicht auf Heimat abzuklären. Den Zögling in eine derart wichtige Entscheidung einzubziehen, ist eine weitere Überforderung.

Das Referat Rosmarie Dormann ruft ebenso wie die vorangegangene Diskussion zu Widerspruch. Gerhard Schaffner schlägt drei Themen-Schwerpunkte vor:

1. *Muss und kann jedes Heim (gleichviel) Heimat geben?*
2. *Was erwarten die «Versorger»? Die Erwartungen an die «Versorger».*
3. *Die Erwartungen an die HeimmitarbeiterInnen.*

1. Muss und kann jedes Heim (gleichviel) Heimat geben?

Gedanken zur Heimat

- Man kann den Begriff der Heimat mit dem Wunsch nach Sicherheit (ein weiterer Teilnehmer setzt Heimat mit Lebensqualität gleich) vergleichen.
- Das Heimatgefühl und die Heimaterinnerung können wichtiger als die momentane Umgebung sein. Das bedeutet, auch (oder vor allem) entwurzelte Menschen können eine starke Bindung an die Vergangenheit bewahren und entwickeln.
- Oder ist Heimat doch mehr, nämlich dort, wo du in guten und in schlechten Zeiten eingehen kannst?
- Entgegengesetzte Meinungen zeigen sich deutlich beim Vergleich früher und heute. Während einige in der Gruppe die heu-



Podiumsrunde Kinder- und Jugendheime: Muss und kann jedes Heim (gleichviel) Heimat geben? (Foto B. Bührer)

tige Gesellschaft als heimatlos (Beispiel: die zahlreichen Ehescheidungen) und als Volk von Wanderern betrachten (Beispiel: früher gab es viel mehr die Sippschaft), so stellen andere die vermeintlich früher stärkeren Heimatgefühle in Zweifel (Beispiel: haben Ehen früher wirklich besser funktioniert und Heimat vermittelt?).

Gedanken zur Heimat im Heim

Das «Heim» assoziiert Verschiedenes:

- Bleiben bis zum Tod (zum Beispiel im Altersheim, teilweise im Behindertenheim).
- Behinderte im Behindertenheim, die schrittweise auf Selbständigkeit und «Entlassung» vorbereitet werden.
- Durchgangsheim.

Allein der Ansatz, dass Heime Heimat bieten müssen, ist für einige in der Arbeitsgruppe negativ. *Wurzellose*, so ein Teilnehmer, werden oft herumgeschoben und haben Mühe, etwas anzunehmen. Dabei wäre es doch wichtig, die Eltern nicht vom Heim zu trennen. Wenn das Elternhaus keine Heimat geben kann, so vermag es das Heim um so weniger. Das Heim ist Ausdruck unserer Gesellschaft und kann demzufolge mit Hilfeleistungen reagieren, agieren hingegen tut die Gesellschaft.

Die Frage wird aufgeworfen, auf was und wohin die Kinder und Jugendlichen vorbereitet werden sollen, und wie es denn mit der «Heimat im Heim» aus der Sicht der Zöglinge aussieht.

Antworten auf diese Fragen stehen nicht einfach bereit. Ein Heimleiter erzählt, dass sich Kinder und Jugendliche manchmal nach dem Namen der diensttuenden Nachtwache erkundigen, sich also nach den unmittelbaren Gegebenheiten orientieren. So bleibt, dass wir zu spüren versuchen sollten, was der Zögling gerade jetzt in diesem Moment braucht. Wir dürfen ihn nicht an uns binden, ohne daran zu denken, dass er irgendwann andere Bindungen brauchen wird. Ein Übergangsheim beispielsweise darf ohnehin nicht die Heimat sein. Das Justizheim vermag vielleicht Geborgenheit und Sicherheit zu vermitteln, vor allem jedoch muss der Jugendliche selber Identifikationen (zum Beispiel Beruf) finden.

Fortsetzung der Gesprächsrunde (2. Tag)

Am 2. Tag der Jahresversammlung kommt die Arbeitsgruppe am frühen Vormittag erneut zusammen. Angesichts der noch offenen Themen schlägt Gerhard Schaffner vor, aus Zeitgründen auf

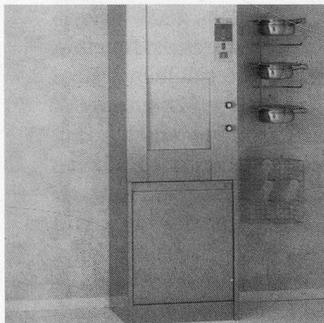
SIC Beckenspülautomaten: für jeden Bedarf das richtige Modell



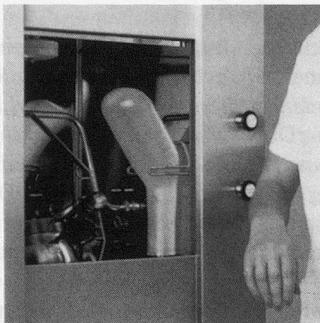
Modell SM20 mit automatischer Schiebetüre



Modell SM15 mit manueller Klapptüre



Standmodell SM20



SM20 Ellbogenstart



Wandmodell SM15



SM15 Klappdeckel

30 Jahre Entwicklung aus Erfahrung

SIC

Spitaleinrichtungen
Equipement hospitalier
Hospital equipment

SIC AG
CH-4020 Basel, Postfach
Wartenbergstrasse 15
Telefon 061-311 97 84
Telefax 061 311 97 42

Als Ergänzung zu der bewährten SIC SM20 Modellreihe mit automatischer Schiebetüre wurden die SIC SM15 Beckenspülautomaten mit manuell zu bedienendem Klappdeckel neu entwickelt. Alle wichtigen Komponenten wurden vom SIC SM20 übernommen. Damit ist die gleich hohe Qualität und Zuverlässigkeit gewährleistet.

Ob wandhängend, freistehend oder untertisch montiert: jetzt gibt es den passenden SIC Beckenspülautoma-

die geplante Ausschau auf das nachfolgende Referat von Prof. Dr. Heinrich Tuggener zu verzichten. Die Gesprächsthemen sind:

2. Was erwarten die «Versorger»? Die Erwartungen an die «Versorger».
3. Die Erwartungen an die HeimmitarbeiterInnen.

Gerhard Schaffner übergibt das Wort an *Trudi Bleichenbacher*.

2. Was erwarten die «Versorger»? Die Erwartungen an die «Versorger»

«Versorgen», so Trudi Bleichenbacher, ist unzutreffend. Sie sieht ihre Arbeit – übrigens immer in Zusammenarbeit mit einem Psychologen/einer Psychologin – im »Vermitteln« und im »Plazieren« und hat sich zunächst nach dem Angebot und Konzept der Heime zu richten. Das Konzept ist meist so, dass die Kinder/Jugendlichen am Wochenende nach Hause können oder müssen. Deshalb gilt es, neben anderem ganz praktische Dinge wie – Wer wird den Zögling am Bahnhof abholen? Unter welchem Weihnachtsbaum wird der Zögling dieses Jahr sein? – abzuklären.

Ist das Kind verwurzelt, stellt sich die Frage, *wie weit die Beziehungen durch den Eintritt in das Heim gefährdet werden*. Ist das Kind weniger verwurzelt oder besteht beispielsweise Ausreisgefahr, gehen die Abklärungen dahin, ob Bezugspersonen oder »Ersatzeltern« gesucht werden müssen und das Kind notfalls auch das Wochenende im Heim zubringen kann. Für »Ausreisser« ist es wichtig zu wissen, wie die Heimordnung aussieht, wie oft ein solches Vorkommnis geduldet wird.

Einem weiteren wichtigen Umstand widmet sich die Frage nach der Dauer eines Heimaufenthaltes. Es gibt erfreulicherweise Heime, die *Langplazierungen und auch Ausbildungen für Lehrlinge* anbieten.

Meistens wird dann erst nach einiger Zeit Heimaufenthalt deutlich, wie die Weichen der einweisenden Stellen gestellt wurden. Nicht selten ist es ein Ereignis (Beispiel: Flucht), wodurch etwas in Bewegung gerät. Es kann sich dann positiv auswirken, wenn der/die AusreisserIn in das Heim zurückkehren darf.

Es folgt eine lebhafte Diskussion. Dazu die wichtigsten Auschnitte:

– Ob Heimat, wie sie noch oft verstanden wird, heute noch existiert, wird von einem Teilnehmer erneut bezweifelt. Die Mobilität der Bevölkerung ist gewachsen; Heimatgefühle kommen nur noch auf, wenn wir uns bedroht fühlen, beziehungsweise sehen (Beispiel: Asylanten); die »Neue Heimat« ist diese Tage in Deutschland für 960 Millionen verkauft worden ...

Allein von der Sprache her – »Versorgen«, »Plazieren«, »Einweisen« – erkennen wir eine *Unvereinbarkeit zum Ziel, Heimat zu geben*.

Wir alle sind nicht in der Lage zu wissen, wieviel Heimat ein jedes Kind braucht. Im Gegenteil, wir können mit Abklärungen fehlgehen und damit dem Kind eine Chance nehmen. Das Kind muss selber entscheiden können, wohin sein Weg geht.

Ob Heime, die am Wochenende geschlossen sind, überhaupt Heimat geben können, bleibt umstritten. Vielleicht kommt es mehr auf die Qualität an, wie wir die Zeit, wo wir uns aufhalten, verbringen.

– *Wenn wir von der Heimat sprechen, dürfen wir nicht vergessen, dass der Ursprung der Heimat die Eltern sind.*

Die Kinder/Jugendlichen sind in Gedanken oft bei den Eltern. Kennen sie ihren Vater oder Mutter gar nicht und werden sie später ausfindig gemacht, so bleiben grosse Enttäuschungen

nicht erspart, denn all die Jahre ist ein *Wunschbild von Eltern* entstanden. Bei solchen Ereignissen kann *das Heim eine Stütze* sein.

Ebenfalls Wunschbilder entstehen, wenn die Kinder nach dem Eintritt in das Heim die Eltern eine Zeitlang nicht mehr getroffen haben. Nach dem ersehnten Besuch zu Hause bleibt eine grosse Leere, weil sich in der Zwischenzeit doch nichts geändert hat.

Das Heim kann Kontakte zu vermitteln versuchen, und manchmal ist es eine Hilfe, mit dem Vater und der Mutter getrennt zu sprechen.

3. Die Erwartungen an die HeimmitarbeiterInnen

Einleitung von *Niklaus Ludi*:

- Haben wir überhaupt das *Recht*, immer an einem Ort zu sein, an dem es uns wohl ist?
- In unserer Zeit des Heimat- und Denkmalschutzes sind wir in Wirklichkeit auf der *Suche* nach Heimat. Wir begreifen nur, was wir bereits begriffen haben. Die Ausbildungen sind derart orientiert, dass die MitarbeiterInnen jederzeit in neue Technologien eingeführt und eingesetzt werden können. Und die Auswirkungen für die Kinder? Auch sie müssen lernen, *Beziehungen aufzubauen, sie aber auch aufzulösen*.
- Es wäre also falsch und nicht realistisch, von Heimleitern und Erziehern anderes zu verlangen. Viele, die im Berufsleben stehen – das gilt auch in Heimen –, stellen sich bei ihrer Arbeit nicht auf eine Lebensstelle ein. *Den Anspruch auf berufliche Mobilität sollen auch HeimmitarbeiterInnen geltend machen können*.
- Für die *Schulen sollte der Auftrag gelten: anstelle der Theorien mit Erfahrungen und Erlebtem die Fähigkeiten vermitteln, immer wieder neu Halt zu finden und den Lehrplan auf jenen Geschehnissen, die 365 Tage im Heim vorkommen können, aufzubauen*.

Die Gedanken und Thesen von Niklaus Ludi rufen verschiedene Reaktionen hervor. Die Vermittlung der Unmittelbarkeit der Begegnung sei zwar wünschbar, entspreche aber ebensowenig den SAH-Normen, wie Niklaus Ludi *kein «typischer» Schulleiter* sei.

Auf die Realisierbarkeit seiner Forderungen an die Ausbildung angesprochen (Josef Mattle), gibt Niklaus Ludi ein Beispiel: den Arbeitstag in einer Fabrik nicht auf Video anschauen, sondern in die Fabrik gehen und dort einige Tage arbeiten.

Eine *praxisbezogene Ausbildung* wird von der Arbeitsgruppe allgemein gutgeheissen, die *Zweifel über eine Verwirklichung* bleiben jedoch bestehen. Ein Heimleiter gibt denn auch seinen Gefühlen Lauf: Er ist froh, überhaupt Personal zu finden, um den Betrieb aufrechterhalten zu können. Rücksichtnahme auf das bestehende Team und auf behördliche Auflagen erschweren die Suche.

Ein Teilnehmer berichtet, wie er vor 33 Jahren zur praktischen Erfahrung kam. Er ist froh, überhaupt Personal zu finden, um den Betrieb aufrechterhalten zu können. Rücksichtnahme auf das bestehende Team und auf behördliche Auflagen erschweren die Suche.

Ein Teilnehmer berichtet, wie er vor 33 Jahren zur praktischen Erfahrung kam; er arbeitete und wohnte gleichzeitig im Heim. Eine Erzieherin in Ausbildung erwidert, dass das heute nicht mehr denkbar und auch nicht mehr erwünscht sei.

Die Zeit ist nunmehr fortgeschritten, und Gerhard Schaffner beschliesst die Podiumsrunde mit der Frage, wie die Arbeitsweise in dieser Form beurteilt werde.

Einige empfanden die Gruppe als zu gross und entsprechend die Voten als zu vielfältig, wodurch eine eigentliche Diskussion nicht möglich war, andere sind überrascht, dass trotz der Grösse die Gruppe lebendig und beweglich war, was auch der geübten und guten Gesprächsführung zu verdanken ist.

Mehrere Stimmen sprechen von einem Anlass, bei welchem es ihnen wohl war (man war nicht genötigt, sprechen zu müssen) und bei welchem dennoch Spannung aufkam. Für *Andreas Hofer* war es wichtig, dass ein eigentliches Gespräch über die Themen und ein Gedankenaustausch möglich wurde, was bedingte, dass allzu Persönliches der einzelnen TeilnehmerInnen im Hintergrund blieb.

Marcel Jeanneret

Für *Heinrich Sattler* ist das Heim, sowohl für den jungen als auch für den alten Menschen *keine Alternative, sondern eine Ergänzung*. Eine Alternative würde zwei gleichwertige Lösungen voraussetzen, in der Praxis ist das Heim jedoch meist die einzige. In diesem Licht sieht er auch die Schlussfolgerung von Frau Dormann: «Das Heim ist keine Alternative, sondern die Lösung.»

Annemarie Luder wirft die Frage auf, ob es Aufgabe der Institution sei, dem alten Menschen bei seiner *Identitätsfindung* zu helfen oder, ob dieser Prozess beim alten Menschen nicht schon längst abgeschlossen sei und daran gar nichts mehr verändert werden könne.

Daniel Walker vermisste im Vortrag von Frau Dormann vor allem die *Rehabilitation des alten Menschen im Heim*. Für ihn lebt der alte Mensch nicht nur in seiner eigenen durchlebten Geschichte; er ist durchaus noch immer in der Lage, eine neue Identität zu finden. Was für Kinder-, Jugend- und Behindertenheime eine Selbstverständlichkeit sei, komme im Alters- und Pflegeheim überhaupt nicht zur Sprache. Das Altersheim werde oft als Endstation oder Wartsaal betrachtet, von wo keine Weiterentwicklung oder gar ein Neubeginn ausgehen könne.

Alice Liber wünscht sich *Heime, die Heimatgefühl vermitteln*, wo man sich zu Hause fühlen kann. Natürlich haben auch für sie, als ehemalige Physiotherapeutin, Rehabilitation und Erhaltung der physischen und psychischen Selbständigkeit erste Priorität.

Arbeitsgruppe Alters- und Pflegeheime

Diskussionsleitung:

Peter Bürgi, Altersheim Bärau, BE.

Teilnehmer:

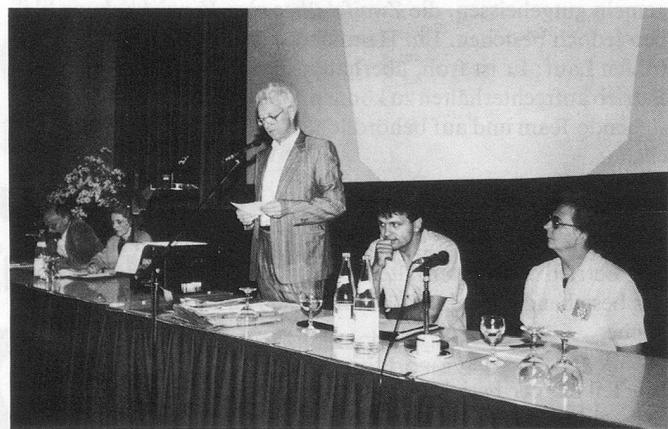
Alice Liber, Präsidentin graue Panther Schweiz; *Annemarie Luder*, Heimleiterin und Beraterin, Betagtenheim Thun; *Dr. Heinrich Sattler*, Geschäftsleiter VBA; *Daniel Walker*, Psychologe, Gerontologe Münchenbuchsee.

«Es ist so schwierig alt zu werden, weil man so viele Jahre mit sich selbst auskommen muss!»

Mit diesem Bekenntnis von Stadträtin Ursula Koch, Zürich, geäussert in einer «Persönlich-Sendung» von Radio DRS, eröffnete Gesprächsleiter *Peter Bürgi* die Diskussionsrunde und forderte Podiumsteilnehmer und Anwesende auf, sich zunächst einmal frei zu äussern, zu Fragen oder Anliegen, die der vorangegangene Vortrag von Frau Dormann aufgeworfen hat und sich dabei selbst die Frage zu stellen:

«Ist das Heim eine Alternative?»

Wenn ja – eine Alternative zu was! – Wenn nein – was dann?



Podium Alters- und Pflegeheime: Welche Ziele sollen im Alters- und Pflegeheim erreicht werden?

Sollen wir, wollen wir, müssen wir fördern? – Auch gegen den Willen des Betreuten?

Physiotherapie, Ergotherapie, Aktivierungstherapie und anderes mehr, dies ergab die Diskussion zum Thema Rehabilitation und Erhaltung der Selbständigkeit, sind wichtige Mittel zur Förderung. Sie sollten aber nicht nur der Gewissensberuhigung des Heimleiters dienen, der damit dem Vorwurf «nicht alles zu tun» vorbeugen möchte – und dafür ins andere Extrem, jenes der «Therapitis» verfallen könnte. Fördern heisst nicht nur den Bewegungsapparat oder den Arbeitswillen aufrecht erhalten, fördern kann, philosophisch betrachtet, auch mit Nachdenken über den Sinn des Lebens beginnen.

Wer fördert, fordert – lautete ein Votum aus dem Publikum. Auch für *Daniel Walker* ist Förderung um jeden Preis oder gar gegen den Willen des Betroffenen wertlos oder gar kontraproduktiv. Für ihn heisst leben, sich entwickeln: *Ich lebe solange ich mich entwickeln kann!* Egal ob diese Entwicklung physiologisch oder psychologisch vor sich geht. Ich lebe solange ich meine Entwicklung positiv wahrnehmen kann.»

Fördern hiesse demnach: *Dem Heimbewohner seinen eigenen Rhythmus zu lassen, ihn seine eigene Entwicklung durchleben zu lassen, ihn nicht in eine bestimmte Richtung zu stossen.* Es hiesse aber auch, ihm beim Verlust gewisser früher vorhandener Fähigkeiten, andere Wege der persönlichen Weiterentwicklung aufzuzeigen.

Ist Entwicklung im Heim möglich?

Ob der übliche Heimalltag einer persönlichen Entwicklung förderlich ist, wird von Heinrich Sattler in Frage gestellt: Voraussetzungen für eine menschliche Entwicklung sind unter anderen:

- Seine eigenen Bedürfnisse ausleben zu können.
- Beziehungen pflegen zu können. Beziehungen entstehen aber nicht, wenn jemand kommt und eine Verrichtung an mir vornimmt. Beziehungen müssen wachsen, sich entwickeln kön-

nen. Dies bedingt eine bewegliche Umwelt, sozusagen eine Infrastruktur, in der die Ausnahme die Regel ist.

Organisation kontra freie Entfaltung:

Jeder Betrieb, der funktionieren soll, muss jedoch durchorganisiert werden. Organisation und individuelle Bedürfnisse des einzelnen stehen sich oft diametral gegenüber. Dazu kommt, dass nicht nur die Pensionäre, sondern auch die Betreuer ihre Bedürfnisse und Ansprüche an die Institution haben. Während die einen ihre Arbeit effizient und optimal auf die Bedürfnisse der Betreuten ausgerichtet erfüllen möchten, wollen die andern möglichst wenig von ihrer persönlichen Freiheit einbüßen. Sie möchten ihr bisheriges Leben so weiterführen können, dass jede Arbeit, die sie selbst nicht mehr zu verrichten mögen, durch andere übernommen und auf dieselbe Art und Weise erledigt wird, wie sie es immer gewohnt waren.

Beispiel einer Entwicklung im Pflegeheim:

Eine Frau, so erzählt ein Heimleiter, habe jahrelang allein in ihrer Wohnung gelebt und sei dann ins Altersheim gezogen. Ihr ganzer Lebensinhalt und ihre Interessen hätten sich aufs Fernsehen, Kaffekochen und -trinken, Weintrinken und Zigarettenrauchen konzentriert. Sie wirkte völlig leer und teilnahmslos. Als sozusagen aussichtsloser Fall kam sie ins Pflegeheim und entgegen allen Prognosen besserte sich ihr Zustand zusehends und sie blühte auf. Sie fing wieder an zu reden, trank keinen Alkohol mehr und nahm Anteil am Geschehen im Heim. Sie führt heute, trotz körperlicher Einschränkungen ein ihren Möglichkeiten entsprechend geistig angeregtes Leben.

Hoch betagt konnte diese Frau ihre Identität wiederfinden und sich vor ihrem Tode noch einmal weiterentwickeln. Das Pflegeheim hat offensichtlich genau ihren persönlichen Bedürfnissen entsprochen und ihr genau den Freiraum geboten, den sie für ihre Rehabilitation brauchte.

Was waren die Gründe für dieses spätes Aufblühen?

Der betroffene Heimleiter meinte dazu schlicht: Ich glaube, sie fühlte sich wohl im Pflegeheim. Sie war nicht mehr allein und bekam die Zuwendung, die sie brauchte und die sie wahrscheinlich über lange Zeit vermisst hatte.

Daniel Walker bezeichnete diesen Fall als «Highlight» für Heimleiter, und Frau Liber sah darin ihre Forderung nach Förderung erfüllt. Hier konnte ohne speziellen Therapieaufwand ein gewünschtes Ziel erreicht werden, und dies erst noch zur Befriedigung sowohl auf Seiten der Betreuer als auch für die pflegebedürftige Frau.

Welche Ziele sollen im Alters- und Pflegeheim erreicht werden?

In einem Punkte schienen sich alle Teilnehmer einig. Das Alters- und Pflegeheim ist die letzte Station im Leben. Im Heim wird gestorben. Im Umgang mit dem Tod, der in unserer Gesellschaft auch heute noch ein Tabu ist, tun sich oft auch Personal und Leitung der Heime schwer. Im Kreuzfeuer zwischen Politikern und Angehörigen versuchen sie das Bestmögliche zu tun und zu geben und berufen sich dabei auf wissenschaftlich abgesicherte Ergebnisse, was zu Übertherapisierung führen kann. Wenn immer möglich, so lauten auch die Forderungen der Umwelt, sollen Spezialisten beigezogen und der Betreute einer fachgerechten Therapie zugeführt werden.

Heidi Ruchti-Grau

In der Reihe der Schriften zur Anthropologie des Behinderten ist im VSA Band VI erschienen unter dem Titel

Menschliche Leiblichkeit

Die Schrift enthält Beiträge von Dr. Imelda Abbt, Dr. med. Karl Heinz Bauersfeld, Prof. Dr. Hans Halter und Dr. Ludwig Hasler. Die Texte laden ein zum Nachdenken über die Leiblichkeit, «weil wir dabei auf mancherlei und oft unerwartete Zusammenhänge stossen, die wir wohl erwägen sollten», wie Dr. Fritz Schneeberger im Vorwort festhält.

«Wir können nicht ausweichen: Leiblichkeit dominiert. Wo immer wir Zeitungen und Prospekte öffnen, Fernsehwerbung oder Nachrichten konsumieren, stossen wir auf Leiblichkeit.» Anderes scheint aus einer Gegenwelt zur Leiblichkeit zu stammen, denn auf dem bedruckten Papier melden sich auch die Verkünder geistiger Selbstfindungs- und Erlösungswege. Wir begegnen täglich der «Körperkultur» und sprechen andererseits vom «Leib» als vom beseelten Körper. Die Ent-Leibung ist der Tod, die Trennung von Leib und Seele. Überschätzen wir den Körper als höchstes Gut? Wie ist es, wenn der Leib zunehmend zur Last wird? Wie, wenn der innere Mensch abgebaut ist und er trotzdem in seinem Leib weiter vor sich hin lebt?

Auf solche und ähnliche Fragen will die nun vorliegende Schrift eine Antwort geben. Band VI ist zum Preis von Fr. 15.50 beim Sekretariat VSA, Verlagsabteilung, zu bestellen, wo auch alle übrigen Bände dieser Schriftenreihe erhältlich sind.

Bestellung

Wir bestellen hiermit

..... Expl. Band I
«Geistigbehinderte-Eltern-Betreuer»
4 Texte von Dr. H. Siegenthaler Fr. 10.60

..... Expl. Band II
«Erziehung aus der Kraft des Glaubens?» –
Texte von Imelda Abbt, Norbert A. Luyten, Peter Schmid u. a. Fr. 14.70

..... Expl. Band III
«Begrenztes Menschsein» – Texte von O. F. Bollnow, Hermann Siegenthaler, Urs Haeberlin u. a. Fr. 18.60

..... Expl. Band IV
«Staunen und Danken» – Fünf Jahre Einsiedler-Forum des VSA Fr. 19.–

..... Expl. Band V
«Selber treu sein» – Texte von Imelda Abbt, Kaspar Hürlmann, Rudolf Zihlmann Fr. 13.50

..... Expl. Band VI
«Menschliche Leiblichkeit» –
Texte von Imelda Abbt, Karl Heinz Bauersfeld, Hans Halter und Ludwig Hasler Fr. 15.50

Name und Vorname _____

Genaue Adresse _____

PLZ/Ort _____

Unterschrift, Datum _____

Bitte senden Sie diesen Talon an das Sekretariat VSA, Verlagsabteilung, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich.